

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1915

188 (14.8.1915) Unterhaltungs-Beilage

Unterhaltungs-Beilage

des „Volksfreund“

Karlsruhe, 14. August

Nummer 188 — 1915

Auf Skipatrouille in den Vogesen.

(Winter 1914.)

Kaufreis hängt am Gestrüpp und an den Tannen der Vogesenabhänge. Malerisch liegt unter Quartier, eine verlassene Sägemühle im winterlichen Tale. Eiszapfen hängen glänzend am alten Mühlenrand, das ausruht von der rastlosen Arbeit langer friedlicher Jahre. Es ist durch den Krieg zum Nichtstun verdammt. Friedliche Stille ringsum. Schweigend brechen wir, 20 Mann und ein Leutnant auf, um das Tal nach feindlichen Patrouillen abzusuchen. Vor mir liegen die mir so bekannten Berge der Heimat, die ich noch vorigen Winter auf meinen mit so lieben Schneeschuhen durchstreichte, als froher Wanderer mich freudig an der schönen winterlichen Natur. Und heute?

Kriegsgeheul braust durch die ehemals so stillen Berge. Krieg! — knirscht der Schnee unter den geschmeidigen Brettern der Skier. Krieg! — raschelt die steif gefrorene Tanne, an der wir vorbeistreichen. Krieg! — kracht der aufgeschwungene Haken, der in lautlosem Fluge über uns dahinhuscht. Krieg! — Krieg!

Ich bin schon monatelang im Felde und noch immer klingt mir dieses unheimliche Wort fröstelnd durch die Glieder. Wir schwärmen aus. Feindliche Patrouillen sollen sich durch unsere Postenfetten durchgeschlagen haben, da dieselbe hier und da große Lücken aufweist, wie es nun einmal im zerklüfteten Waldgebirge der Vogesen nicht zu vermeiden ist. Ich bin mit drei Mann als linke Seitendeckung etwas abseits gekommen und suche mühsam mit der Mitte der Patrouille Fühlung zu halten. Langsam, mühselig pürchen wir uns vor. Jeder Baum wird als Deckung benützt. Bald rutschen wir niedergedrückt pfeilschnell über glatte Abhänge; bald steigen wir mühsam an steilen Felspartien empor, immer und immer wieder die Umgebung scharf abäugend, ob vom Feinde nichts zu sehen ist. Ein aufgeschreckter Raubvogel, der auffaucht durch die schneebedeckten Tannen emporstrebt, drückt uns für Augenblicke den Gewehrkolben fester in die Hand, denn wir sind wie scheues Wild, das bei dem leisesten Geräusch zusammenschrumpft, überall Gefahr witternd, überall von Gefahr umringt.

Die Sonne erscheint im Osten, weiß, gespenstisch wie eine ungeheure Schneefugel. Wie das Gesicht eines toten Riesen. Es wird heller und heller. So weit wir vor uns sehen können keine Spur vom Feinde. — Da plötzlich fällt ein Schuß. — Unwillkürlich drücke ich mich fester an den Boden, gleichsam Schutz suchend bei der Mutter Erde. Es überkommt mich wie eine Vorahnung, daß sie mich ja doch bald ganz umfassen und schützen wird. Das Echo wiederholt den Knall. Ein Berg wirft ihn dem andern zu, wie gigantische Riesen, die sich unsichtbar dem menschlichen Auge bekämpfen; geisterhaft verhallt der letzte Schall im wildzerklüfteten Tale. Noch immer ist kein Feind zu sehen. Da fällt der zweite Schuß. — Woher kommt er? Wem gilt er? Immer rascher folgen sich nun Schuß auf Schuß, Knall auf Knall. Bald spritzt mir der Schnee ins Gesicht, bald überschüttet mich die alte Tanne, unter deren Schutz ich liege, mit ihren immergrünen Nadeln und spitzen Eiszapfen. Immer noch keine Spur vom Feinde. Ich kann mir nichts unheimlicheres denken, wie die Ungewissheit. Mut und Unerblichkeit sind gewiß unerlässliche Eigenschaften des Soldaten, aber den Feind muß man sehen, muß wenigstens wissen, von welcher Seite aus Gefahr droht. Das ist im Gebirgskampf fast ausgeschlossen, denn der Hinterhalt gibt es gar viele. Deshalb gehen dabei die Herzen zum Teufel und man glaubt beinahe an Gespenster. Da, während meine Augen suchend von Baum zu Baum gleiten, gewahre ich hoch oben im Wipfel einer alten Tanne den blauen Mantel eines Alpenjägers.

Endlich eine Spur. Rasch sind meine Kameraden verständigt, und schon schlagen unsere Geschosse in den Baum; zuckend springen abgeschossene Tannenzweiglein in die Höhe. Nichts regt sich dort oben mehr; armer Teufel, so denke ich, du hast deinen Teil. Doch das ist der Krieg. Entweder ich oder du, so will es das Verhängnis. Aber immer noch pfeifen uns die Kugeln um die Ohren, es müssen viele Feinde in der Nähe sein. Da blitzen plötzlich zifra 20 Flintenschüsse uns entgegen. Es beginnt ein mörderisches Feuer. Klatschend, pfeifend, zischend, bald wie ein Brummkreisel raschelnd schlagen die Geschosse um uns ein. Jetzt gilt's um das Leben.

Der Tod schreitet mit festen Schritten hart an mir vorbei. Mein bester Kamerad sinkt aufsteigend zusammen. Wie eine Maschine, so zuckt und schlägt sein Körper im letzten Lebenskampf. Die Augen möchten sich mit Tränen füllen, und kalter Schweiß bringt mir aus allen Poren, das Herz schlägt rasch und konvulsivisch gegen die Rippen. — Sei ruhig, armes Menschenherz, du hast hier nichts zu sagen. Hier spricht allein das harte herzlose Schicksal. Was gilt es auch um den Einzelnen. Es sterben ja so viele den gleichen Tod. Jetzt heißt es nur mutig sein und sein Leben so teuer wie möglich verkaufen. Das eigene Leben erkaufen durch das Leben von einigen andern. Ob es diesen Preis wohl wert ist? Dumme Frage. Für mich ist mein Leben mehr wert als tausend Leben wert. Drum schweig stille! Herz mit deinem ungestümen Klopfen, denn ich brauche ruhig Blut. Da sehe ich einen Kopf hinter einer Büschung hervorlugen. Meine Flinte knallt und vornüber stürzt mein Gegner, wie ein wildes Tier zusammenbrechend. — Mörder schreit mein Herz! Mörder! Doch ich höre nicht mehr. Der Selbsthaltungstrieb ist stärker als alle menschlichen Regungen. Schon mein dritter Schuß schießt wieder, das höre ich am grauen,

röchelnden Schrei des Gegners. Da springen uns die Feinde plötzlich mit aufgeflossenen Bajonetten entgegen, schon sehe ich das Weiße im Auge eines riesigen Alpenjägers, mein Schuß streckt ihn nieder, und auf einen gellenden Pfiff verdrängen die Gestalten, so rasch und lautlos wie sie gekommen sind. Aufgeregt jagen wir noch einige Schüsse nach, doch umsonst, wir treffen nicht mehr. Nur warten wir einige Minuten, dann wenden wir uns zu den verwundet vor uns liegenden Feinden. Wie sie uns mit ihren großen schwarzen Augen anstarren. Wer durch den Spiegel des Auges in ihrer Seele lesen könnte was dort vorgeht. Einen solchen Blick vergißt der Mensch in seinem Leben wohl nicht wieder. Diese Blicke scheinen zu sagen: Also, du hast mich zum Krüppel geschossen? Was habe ich dir, was hast du mir getan, daß wir uns bekämpfen, wie wilde Tiere? Doch zu Sentimentalitäten ist jetzt keine Zeit.

Es ist Krieg. Wir tragen die Toten zusammen, Freund und Feind. Unter einer alten mächtigen Tanne schaufeln wir ein Grabengrab. Sie Sonne malt zitternde Krüppel an die Stämme der Bäume. Sie sendet vorstichend einige grelle Strahlen über rote Flecken im weißen Schnee. Es ist Blut. Menschenblut. Mir aber ist es ums Herz so weh und so bang, daß ich im Stillen wünsche, ich läge da unten im kühlen Grab und es wäre vorbei, alles vorbei. Begraben und vergessen wäre alles was mich bedrückt, und du mein armes Herz hättest Ruhe, und ich läge nicht immer die starren Blicke der Toten und die verwundeten Augen der Schwerverletzten.

So stehen wir eine Weile stumm um das Grab, jeder mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt. Hier verwundete Alpenjäger sitzen traurig dabei. Da sehe ich wie durch Zufall im Gipfel der Tanne den Alpenjäger im blauen Mantel, den wir so heftig beschossen hatten. Ob er noch lebt? Dann ist es Menschenpflicht ihm zu helfen, ihn herunter zu holen, vielleicht ist er noch zu retten. Ich flütere an dem Baumstamm empor. Mich schaudert's. Wenn er hoch oben tot, mich mit seinen starren Augen angrinst? Mir zuckte: Mörder, willst du dich an deinem Opfer noch ergötzen? Ich muß mich mit aller Kraft halten, damit ich nicht hinunterstürze. Doch was ist das? Hoch oben im luftigen Wipfel schaukelt ein Mantel um das Geiste der Tanne. Kriegslust im Kleinen. Ich binde ihn los, man kann im Winter alles brauchen, und nehme ihn mit. Innerlich fast froh, daß es so und nicht anders gekommen ist. Wir zimmern nun rasch aus dünnen Tannenzweigen ein paar Tragbohlen zu, und bald geht es mit der traurigen Last dem Tale zu nach unserm Quartier. Blätzernd begleitet uns an der Straße der schmale Bach, er hüpfet von Stein zu Stein, gleitend behende durch die wunderlichsten Eisgebilde, schlägt plätschernd an die befeuchten Wurzeln alter Baumriesen, und plaudert von Waldesfrieden und Waldeslust, von blühenden Sträuchern und duftenden Blumen. Er weiß nichts vom grauen Männermordenden Krieg.

Aus Feldpostbriefen.

„Aus Artillerielämpfe.“ Ich sitze mit meinem Ruher in einem Unterstand, d. h. in einer vergrößerten, etwas einem zweischiffrigen Sarge vergleichbaren Zigarrenkiste. In der Ecke liegt das Mittagessen — „Speckerbissen“ — auf dem Spiritusbrenner und ich benutze die Wartezeit zum Lesen der neuesten „Militärischen“ vom 8. April und dann zum Träumen. Aus dem Unterstand nebenan tönt, gedämpft, das Singen der Mannschaft: „Frankreich, England, Rußland geben keine Ruß-uh-uh, Woher marschieren wir auf Frankreich zu — u — u! Mein braver Kopp rüht emsig in den Speckerbissen, um sie vor dem Verbrennen zu bewahren, und läßt mich nicht in meinen Gedanken. Mechanisch lausche ich auf die Stimme rechts, und die Worte aus dem Unterstand links schlagen an mein Ohr, ohne eigentlich Eingang zum Gehirn zu finden. Es ist eine Stunde gänzlich Entspannung, eines kurzen Nirwana, das ich mir nach anstrengenden Tagen und Patrouillen im Graben gönne. Zwischen dem Gesang der Mannschaft klingt eine gleichförmige, erwidrende Stimme, auf die man unwillkürlich lauscht. Bemerklich liest ein Mann in etwas unbeholfener Weise die Zeitung vor. Und aus diesem Vorlesen fische ich, zunächst ebenfalls unbewußt, den kurzen Satz: „Im Besonderen fanden nur Artillerielämpfe statt.“ Aus diesem Satz, der in der Norm form aller Rundgebungen unserer Armee-Oberleitung den Verlauf eines Tages schildert, hämmern mir zwei Worte ans Ohr: „nur Artillerielämpfe.“ Ich bin plötzlich wieder ganz noch und höre deutlich, was um mich vorgeht. „Aus Artillerielämpfe“ — wer von unsern Lieben in der Heimat kann sich die grauig-erbabene Wucht vorstellen, die in diesen beiden unscheinbaren Worten liegt? Was sind die Nervendämpfungsproben eines Infanterielämpfes, was selbst ein Sturm gegen das martierende, aufpeitschende, nervenzerschütternde Pauken eines 14stündigen Artillerielämpfes? Mit einer Salve aus vier Geschützen beginnt er, um dann in ein Schellenkonzert überzugehen. Pfeifend zischen die Granaten der Feldkanonen durch die Luft, zischend brausen die Geschosse der Haubitzen, und brausend rollen die Eisenmassen aus den Mörserschlünden gegen den Feind, der mit gleicher Münze zahlt. Bei Tag ist der Eindruck gewaltig, erhabend und niederdrückend. Die Wahrnehmungen gehen nur durch das Ohr zum Gehirn, auf das sie wie mit Eisenhämmer fallen. Es gibt kein Entweichen. Man möchte ihnen zurufen: „Halt! Nur wenige Minuten halt!“ oder unerbittlich schlägt der Seemannmann seine eiserne Pauke. Bei Nacht wird der Eindruck dämonischer. Da blitzen ringsumher die Mündungsfeuer und die Strahlenbündel der platzenden Geschosse. Am dunkeln Himmel erscheinen in fast ununterbrochener Folge leuchtende Punktchen, den Gipfelpunkt der Geschosshöhe bezeichnend. Das Brüllt und knallt, heult und zischt, prasselt und pfeift, und alle diese Töne vereinigen sich zu einem Tönuwauwau, aus dem man vergeblich eine ruhige Sekunde ersieht. So geht es weiter stundenlang, bis man erschöpft ist, bis das Gehirn keine Eindrücke mehr zu fassen vermag. Und dann, ebenso plötzlich, wie er begonnen, hört der Sturm auf. Die ersten Minuten der Ruhe sind unheimlich. In dem Ohren hallt der Geschosshall wider, und das Gehirn versucht vergebens einen neuen festen Gedanken zu fassen. Erst nach und nach verliert sich die Spannung und der Normal-

zustand tritt wieder ein. Das sind die Vorgänge, wenn man sich neben einer im Artillerielämpfe liegenden Stellung befindet. Hat man seinen Posten aber gerade in der beschossenen Stelle, dann tritt zu der Nervenschütterung durch das Geräusch noch das furchtbare Gefühl der Gefahr, gegen die es kein Mittel gibt. Im Infanterielämpfe stehe ich dem Gegner mit gleichen Waffen gegenüber. Beim Sturm sehe ich ihm sogar ins Auge und kann meine Kräfte mit ihm messen. Im Artillerielämpfe bin ich aber dem blindwütenden Wirren des Zufalls preisgegeben. Wenn die erste Granate hinter meinen Unterstand, die zweite davor schlägt, dann jagt mir eine innere Stimme, daß die dritte als Vortrefflicher einschlägt! Und diese Gedanken sind es, die das nervenzerschütternde Element des Kampfes bilden, den die Oberste Kommandoleitung kurz als „nur Artillerielämpfe“ bezeichnet.

Dermisches.

Wie die Franzosen den Papst gefangen nahmen. Mit der Teilnahme Italiens am Weltkrieg ist die Frage erörtert worden, ob dem Papst seine Rechte auch in Kriegszeiten voll gewahrt werden können. Bei der Gelegenheit ist es von Interesse, daran zu erinnern, wie die Franzosen einstmals sich eines Papstes bemächtigten und ihn in Kriegsgefangenschaft abführten. Es war nach der Weisung des Kirchenrates durch napoleonische Truppen, wogegen Papst Pius VII. energisch protestierte. Da machte Napoleon kurzen Prozeß, befahl, daß eine auserlesene Mannschaft von 8-10 Offizieren und 120 Mann, dazu ein Dutzend Sappeure unter dem Kommando des Generals Mader sich des Papstes bemächtigen sollten. Einer der Offiziere, ein Deutscher, der im napoleonischen Heere diente und der, wie er schreibt, „aus ungemeinster mit diesem Auftrag beehrt war, da er Pius VII. als einen würdigen und achtungswerten Mann und Souverän kennen gelernt und durch eine persönliche Audienz ihn lieb gewonnen hatte“, schildert, in welcher Weise diese Gefangennahme und Fortführung vor sich ging.

„Wir mußten mit Leibern über die hohen Gartenmauern steigen, da der Papst schon früher die Eingänge des Palastes hatte vermauern lassen, und dieser sozusagen zu einer festen Festung umgeschaffen war. Aber auch die inneren, in den Garten gehenden Türen mußten die Sappeurs erbrechen. Wir stiegen zuerst auf die einige vierzig Mann starke Schweizergarde, die sich nicht zur Wehr setzte, sondern auf die an sie ergangene Aufforderung die Hellebarden streckte. Wir durchdrangen mehrere Gänge und Säle; Mader erwählte einen kammerdiener des heiligen Vaters, den er zwang, uns in die Gemächer des Papstes zu führen und uns das Zimmer zu öffnen, in dem sich Pius VII. befand. Wir traten ein. Der schwärzliche Oberpriester sah noch völlig angeleitet an einem Tisch und war mit Schreiben beschäftigt. Mader näherte sich ihm, redete ihm französisch an, das Pius gelächig sprach, und machte ihm mit seinem Auftrag bekannt, wobei er ihm die zu unterschreibenden Akte mit der Erklärung überreichte, daß er im Weigerungsfalle strenge Order habe, seine Heiligkeit gefangen abzuführen. Der Papst weigerte sich. Da Mader sah, daß alles Vergeblich war, ließ er die Sappeurs eintreten, um auf die Straße gehen, des Fensters einschlagen, hieß sodann den Papst und den Kardinal Baccu auf Armbüchle setzen, sie fest auf ihnen anbinden und beide durch das Fenster auf die Straße hinablassen. Der General selbst aber eilte schnell auf dem Weg, den er gekommen war, mit hinab, empfing den Papst und den Kardinal unten und nötigte beide, sich in einen mit vier Pferden bespannten Wagen zu setzen, auf dessen Vorderrand er saß, und jagte so, von einer starken Reitereskorte umgeben, im geschützten Galopp davon, durch die nächsten Straßen, zur Porta Salana hinaus, um die Stadtmauern herum bis an die Porta del Popolo und von da auf der Straße nach Florenz weiter.“

„Reinestes Kriegsfreuden.“ Es ist gerade so, als ob er es wüßte, der alte Spibube Reineke, daß ihm das Rauben und Gaunern gegenwärtig so leicht und geschribos gemacht ist! Wo er sonst bei der Ausübung seines unedlen Gewerbes noch Briganterart die allergrößte Vorsicht walten und all seine ihm erbebtlich überkommenen Kräfte in Schaulust spielen läßt, zeigt er sich heuer in einer staunenwertigen Unbesonnenheit. Ganz gegen seine Gewohnheit, so schreibt man aus dem Westerland, kommt er jetzt häufig am hellen lichten Tage aus seinem Schlafwinkel in des Waldes tiefsten Gründen hervor, um mit dem pfeifigsten Gesicht durch die Dörfer zu stolzieren und dort das ahnungslose Volk der Hühner und der Gänse mit seiner allzu plötzlichen Unbesonnenheit zu überfallen. Als ob er es wüßte, der listige Truder Nordost, daß die Jäger mit dem Schießgewehr fernab drüber und in Gefilden pürschen müssen, wo das Gewehr herrscht, das keinen Gedanken an heimliche Fuchsjagden duldet. Zu Putzenden holt er sich daher, unbekümmert um Tag und Stunde, gefieberte Beute von den Höfen, so daß er es augenblicklich wahrlich nicht nötig hat, etwa einem tüchtigen Baden nachzuspüren, ihm durch schmeicheleiche Redensarten ein Stückchen Käse abspenstig zu machen oder gar sich um hochhängende Trauben zu bemühen, die überdies befallentlich stets sauer sind. Niemand ist so sehr erlitteter Freund von Krieg und Kriegsgeschrei wie die familie Reineke. Einzig abgesehen davon, daß das eine oder andere ihrer Mitglieber gelegentlich unvorsichtigerweise einmal ins Eisen geht, hat sie nie zuvor so gute Tage geschaut wie in dieser jogen, „schweren Zeit“.

Heiteres.

„Abel in tausend Angsten.“ In einem Buche über Deutschland und England, das uns in diesen Tagen in die Hände kam, lesen wir: „Zum Schluß sei noch die tragikomische Geschichte eines nach England ausgewanderten Deutschen erzählt, der auf den Namen „Abel“ hieß. Als er in England keine auf diesen Namen lautenden Besuchskarten ausgab, war er nicht wenig erstaunt, allgemein mit „Herr „Ebi““ angeredet zu werden. In der naiven Meinung, daß die Engländer „a“ und „e“ verwechseln, ließ er sich fröhlich Besuchskarten auf dem Namen „Ebi“ machen. Er schmit aber ein sehr dummes Geschick, als er nunmehr allgemein „Herr Ebi“ genannt wurde. Aber ein Deutscher läßt sich nicht so leicht von dem Mut finken, und so ließ er sich zum drittenmal Besuchskarten auf den Namen „Abel“ machen. Der beschrieb seine Verblüffung, als er jetzt von allen mit „Herr Abel“ angesprochen wurde. In dumpfer Verzweiflung beschloß er, noch einen letzten Versuch zu machen und gab Besuchskarten auf den Namen „Abel“ aus. Pünktlich nannten ihn nun die Engländer wieder „Herr Ebi“. Als der Unglückliche nun sah, daß alles nichts nützte und er wieder am Ausgangspunkt seiner Leiden angekommen war, ergab er sich gelinck in sein Schicksal und lehrte zu seinem alten ehelichen Namen „Abel“ zurück. Für die Engländer blieb er aber bis an sein Lebensende der „Herr Ebi“.“